



Central-Organ für die geistigen Interessen der Studierenden und Studierten.  
Organ der Deutschen Akademischen Vereinigung.

Das vierteljährliche Bestellgeld kostet:  
bei allen Postämtern, Buchhandlungen und Zeitungs-  
Expeditoren Mk. 2 —, bei directer Zusendung Mk. 2.40  
einschl. Porto (Betragslist vorher einzuliefern), für's Aus-  
land Mk. 2.50 auschl. Porto. Einzelne Nummer 20 Pf.

Erscheint wöchentlich:  
Redaction und Expedition  
Berlin SW., Friedrichstr. 214.  
Nachdruck nur bei Quellenangabe gestattet.

Anzeige-Bedingungen.  
Die 4spaltige Kleinzeile oder deren Raum 30 Pf.  
1/2 Seite Mark 12, 1/4 Seite Mark 20, 1/8 Seite Mark 35,  
1/16 Seite Mark 60.  
Beilagegebühr Mark 6 für Tausend

Nummer 23.

Berlin, den 4. Juni 1887.

I. Jahrgang.



## Geistige und gemüthliche Nöte der jungen Generation.

Von Oberlehrer Max Schneider in Hameln.\*)

„Sie haben ja, wie man hört, Ihr Staatsexamen glänzend bestanden“, mit diesen Worten schüttelte ich, bestens gratulirend, die Hand eines jüngeren Freundes, mich ganz auf den Boden der landläufigen Anschauung stellend, daß damit etwas Großes erreicht sei. Ein, soweit wie es die Grenzen der gesellschaftlichen Höflichkeit gestatten, gellendes Hohlnachen über sich selbst war die Antwort darauf: „ach, lassen Sie mich Ihnen gegenüber doch die Fiktion, es herrlich weit gebracht zu haben, fallen: nichts bin ich, nichts weiß ich, das Resultat von allem Studieren geistiger Nihilismus, keine Überzeugung; es ist ein Glend, wie komme ich nur zu einer Überzeugung, einer Überzeugung?“

Die offenbar aus einem gequälten Inneren hervorgestohlenen Worte drücken den Ernst eines wirklich bestehenden Seelenleidens aus. Ich versuchte, die eigentlichsten Symptome des Krankheitszustandes, welche eine überhöhte, die Orientierungskraft des Einzelnen übertäubende und verrückende, wissenschaftliche Betriebsamkeit als ihre Rehrseite im Gefolge hat, erkennend, das Meine, an Rath und Zuspruch, und möchte hier einmal von dem individuellen Falle abgehend, das für unsere Zeit genöthig charakteristische Typische desselben einer therapeutischen Behandlung unterziehen.

Die in ihrem Fachstudium aufgehenden oder gar demselben mit ihrem letzten Examen genügt habenden und ihre Zeit zwischen

\*) Nicht allen Einzelausführungen, wohl aber der Tendenz dieses Auf-  
satzes können wir freudig zustimmen. Die Red.

beruflicher Anmerkung des Gelernten und den Vergnügungen und Zerstreuungen des Lebens theilenden Persönlichkeiten, sind am Maßstabe der obigen Krankheit gemessen gesund und für unsere Betrachtung kein Object; die letzteren sind, sind ja freilich krank, aber viel edler und theilnahmerregender mögen in ihnen die Keime zu künftiger Tüchtigkeit durcheinander und streben danach, sich zur Konstitution eines ganzen, auf weltumspannender Klarheit sich aufbauenden Menschenwezens zusammenzuschließen. Welches wäre nun das ideale, jenem Drange allmähliche Befriedigung verheißende in ihrer Lage?

Zunächst sollen sie die Trostlosigkeit ihrer Unfertigkeit nicht in einem übertriebenen Schwarz ausmalen. Sie haben doch mehr an Überzeugung als sie sich zutrauen. Sie empfinden es mit schmerzlichem Wurmen, wenn sie in der Stellung, die sie der Welt gegenüber einnehmen, nicht alles auf's Beste oder wenigstens nach Kräften auf's Beste machen, zumal wenn das nicht nur ein geheimes Gefühl an sich selbst, sondern ein ihnen von Unten oder von Gleichgestellten oder von Oben entgegengebrachtes oder durchblicken gelassenes Urtheil ist. Wenigstens die praktische Grundlage ihres Verhaltens also ist ihnen nicht mit erschüttert: sie leben unter der Anerkennung der pflichtmäßigen Anforderungen, die an sie herantreten und des Auszeichnungsstriebes, der in ihnen sich regt; weshalb sie nun gerade Menschen und Menschen unter den bestimmten Bedingungen ihres Zeitalters u. s. w. sein müssen, wissen sie nicht, aber, da sie es einmal sind, zweifeln sie wenigstens mit dem ausschlaggebenden, realistischen Theile ihres Wesens nicht, was sie zu thun haben.

Ebenso wie zu jeder beruflichen Tüchtigkeit stehen sie auch zu der umfassenderen Sphäre der Sittlichkeit. Es giebt keinen, ein normal menschliches Lebensprogramm mehr in seinen Jagen erschütternden Gedanken, als den geheimen Argwohn, daß die überall das Leben beherrschenden Begriffe und Anschauungen von einem Sittlichen und dessen Ausgestaltungen doch nur auf Satzung beruhen könnten, und nicht auf einer von ihm selbst gesetzigten, etwa der mathematischen gleichkommenden Wahrheit. Bei der großen Mannigfaltigkeit der philosophischen Theorien über das Sittliche und bei

lich in Verbindung mit dessen zustimmender Besprechung in der Köln. Ztg. (3. Jan. 1886, Nr. 3, so auch Nr. 60 v. 1. März 1886) folgende drei Hauptsätze, welche, wenn auch im allgemeinen negativ, doch einen guten Leitfaden zur Beurteilung des ganzen Wertes der heutigen Bewegung der Sprachreinigung bieten, und deren Prüfung zeigen wird, wie wenig haltbar das Kriegerische Ideal der vollständigen Verdrängung des Fremdwortes erscheinen muß.

Diese gehen dahin, daß

1. es bei der Anwendung des deutschen Wortes auf den Mehrgebrauch einiger Silben und dergleichen nicht ankomme,
2. der deutsche Ausdruck den Vorteil habe, zugleich eine Sinnklärung zu geben.
3. der deutsche Ausdruck zwingt, von verschiedenen Deutungen die zutreffende herauszuwählen.

Nehmen wir diese drei Sätze durch.

1. Auf ein paar Silben mehr oder weniger und dergleichen kommt es nicht an.

In einer Zeit, die wesentlich auf Telegramm, Postkarten, u. s. w. also auf die Kürze des Ausdrucks hingewiesen ist, wie nie zuvor, wo eine Silbe mehr in der Zeitungsanzeige hängt den Raum und den Preis einer ganzen Zeile erfordert, das Telegramm in die höhere Tariffklasse weisen kann, wird ein solcher Grundsatz, daß es auf ein paar Silben mehr oder weniger nicht ankommen könne, zum Mindesten als praktisch nicht zu bezeichnen sein. Das Günstigste, was man hier annehmen kann, ist, daß Sarrazin eine Unterscheidung zwischen dem Geschäftsstil und dem höheren Stil machen wolle, und dem ersteren als unvermeidlich solche Abtötungen durch das Fremdwort gestattet, dem letzteren unterlagt haben wolle; allein abgesehen davon, daß er in seinem Aufsatz gerade auf eine Besserung des Geschäftsstils hinweist, so würde eine solche Unterscheidung im Prinzip zu tadeln sein. Eine Trennung des Stils und der Ausdrucksweise nach dem Beruf oder der Bildungsstufe kann th a t s ä c h l i c h vielleicht nicht zu vermeiden sein, w ä n s c h e n s w e r t ist sie nie. Ist das Fremdwort in der Sprache überhaupt nicht zu vermeiden, so wird jeder, der seine Anwendung nicht gelernt, in seiner Ausdrucksweise behindert sein; eine Unterscheidung zwischen dem Ausdruck im Geschäftsstil und in der Sprache der Gebildeten führt daher notwendig einen Uebelstand mit sich. Eine solche Unterscheidung zwingt denselben Ausdruck doppelt zu lernen, einmal für den Geschäftsstil, einmal für die höhere Sprache. Der Geschäftsstil wird ganz sicher auf ein paar Silben mehr oder weniger nicht verzichten, er wird, da sich solche Dinge nicht verschieben lassen, daher immer wieder auf das Fremdwort zurückkommen, wenn der deutsche Ausdruck an Kürze hinter dem Fremdwort zurückbleibt; ja wir stehen nicht an, zu behaupten, daß die deutsche Sprache, insofern sie nicht versteht, sich den Anforderungen der Zeit in betreff der Kürze des Ausdrucks zu fügen, in ihrem Gebrauch auf dem Weltmarkt zurückgedrängt werden wird. Der obige Grundsatz ist daher durchaus nicht geeignet zur Vermeidung des Fremdworts zu bestimmen.

2. Der mit dem deutschen Ausdruck verbundene Vorteil der Sinnklärung.

Auf den ersten Anblick hat diese Bemerkung etwas Zutreffendes, die nähere Untersuchung wird aber zeigen, daß die Verständlichkeit, um die es sich hier handelt, in dieser äußeren Weise, wie die Verbeutlicher glauben, nicht herbeizuführen ist, ja, daß sie mit der Natur der Sprachbildung in Widerspruch steht.

Es ist richtig, daß die Anwendung des Fremdworts wegen der damit verbundenen Unverständlichkeit namentlich bei den terminal technici zur Vermeidung führen kann, und Sarrazin hat Recht, wenn er die zu weit gehende Anwendung fremder Ausdrücke gerade hier tadelt. Die Theorien der Sprachreinigung führen aber keine Sicherung für die Vermeidung des umgekehrten Fehlers mit sich. Sprachaufgabe ist nicht die U m s c h r e i b u n g eines Gegenstandes, sondern dessen B e z e i c h n u n g durch ein möglichst schlagendes, nach Art eines nomen proprium personalisierendes Wortes. Jeder fühlt, wie unverständlich und lächerlich es wäre, einmal „U.“ das Wort „Schiff“ als Fremdwort angenommen, welches in seinem Wortlaut keine Erklärung des zu bezeichnenden Gegenstandes enthält, durch eine Umschreibung zu ersehen, welche den Stoff bietet, sich ein ungefähres Bild des gedachten Gegenstandes zu machen, also, wie bereits einmal vor Jahren einem Sprachreiner ironisch vorgeschlagen wurde, durch „Dolzippenstübe“. Die Sprachreiner verfahren, wo sie den obigen Grundsatz zur Leitung nehmen, ungefähr nach diesem System. Sie wollen haben, daß der Leser sich aus den einzelnen Worten ihrer Bildung den bezeichneten Gegenstand klarmachen könne, ohne durch direkte Anschauung belehrt werden zu sein. Das Fehlerhafte dieses Systems ergibt sich aus der Prüfung solcher Sprachen, welche, wie nach Lippert (Das Wissen der Gegenwart. III. Abt. Geistige Kultur: Sprache, Kultur und Mythologie S. 29. 31.) die chinesische, mehr oder minder nach diesem Grundsatz verfahren. „Finger“ und „Zeiger“ ist in dieser Sprache mit demselben Wort bezeichnet, ein äußerer Bruch macht verständlich, ob das Glied gemeint ist oder die Tätigkeit des Zeigens. Da die Glieder vorwiegend mit dem Kopf verbunden sind, so dient „Kopf“ als dieser Zusatz und „Kopf-Finger“ ist also die Bezeichnung des für das Glied, „Finger“ allein die für die Tätigkeit, und so geht es durch die ganze Sprache fort, an wenige feststehende Lautverbindungen wird durch Zusatz ausgedrückt, was sie bedeuten sollen; die verschiedenen Personen der Conjugationen werden nicht durch Endungen ausgedrückt, sondern durch Hinzufügung eines Wortes.

(Fortsetzung folgt.)



## Aus dem Cultur-Leben.

### Allgemeines.

Sitzung der deutschen akademischen Vereinigung (Ortsgruppe Berlin) am 18. Mai. Dr. Küster eröffnet die Sitzung mit be-

grüßenden Worten an die erschienenen Gäste und Mitglieder. Es wird zunächst beschlossen, daß das gegenwärtige Vereinslokal — Münchener Hofbräu, Französischestr. 21 — vom 8. Juni ab, an welchem Tage dasselbe eingeweiht wird, jeden Mittwoch Abend die Stätte geselliger Versammlung von Mitgliedern und Freunden der Vereinigung bilden soll. Demnächst geht man zur nochmaligen und abschließenden Beratung der in der Jahresversammlung der Vereinigung, Sonntag, den 3. und Montag, den 4. Juni d. J., von der Ortsgruppe aufzustellenden Sätze zur Schulreform über. Dieselben gehen aus der lebhaften Beratung in der Form hervor, wie sie in der vorliegenden Nummer dieses Blattes veröffentlicht sind. An der Besprechung beteiligten sich in hervorragender Weise die Herren Professor Vogel, Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller, Sanitätsrat Dr. Banjura, Dr. Heinrich Hart, Redacteur Steinig, Lehrer V. Meyer, Dr. Küster und Dr. von Kalkstein. Die Berichterstattung in der Jahresversammlung übernehmen für die Schulfrage die Herren Abgeordnete von Schenkendorf und Professor Anton von Werner, für die Frauenfrage die Herren Dr. von Kalkstein und Dr. Wolff.

## Wissenschaftliches.

### Volkstümliches in Ostpreußen von E. Lemke. 2 Bde.

Mohrungen. W. G. Harich. 1884—87. — Der Zeitstrom, der ruhig, doch ununterbrochen dahinfließende, zieht mehr und mehr auch die letzten Trümmer der Vergangenheit, soweit es Sitte, Sage und Gebräuche betrifft, in seine Wellen hinab. Er, der trotzigke Feind alles Ursprünglichen, kennt nur das ausgleichende Nivellement für Einst und Jetzt. Das pietätlose Geschlecht der Gegenwart tritt ihm kaum einmal hindernd entgegen. Um so schätzenswerter ist es, wenn dann gelegentlich eine der Sache gewachsene Kraft es auf sich nimmt, mit dieser vernichtenden Macht zu kämpfen, dieser, was noch möglich, zu entreißen, in die Gegenwart hineinzuweichen, um es in die Hand der Wissenschaft zu legen, daß sie ihre mehr oder minder eingreifenden Schlüsse darauf baue. Was wäre das heutige gewaltige Resultat der Forschung im Allgemeinen, lägen ihm nicht die mühsamen Vorarbeiten früherer Forscher und Sammler zu Grunde? So soll auch das Kleinere geachtet werden. Erst aus diesem entwickelt sich das Große, das niemals urplötzlich als solches dasteht. E. Lemke hat in dem Werke „Volkstümliches in Ostpreußen“ nur einen begrenzten Kreis sich gesteckt für ihre Sitten- und Sagenforschung. Das erscheint uns ein Vorzug der Arbeit, denn um so gewissenhafter konnte diese ausgeführt werden und ist es in der That worden. Dieser Kreis beschränkt sich auf die engere Heimat der Autorin, wo diese ununterbrochen bemüht war, aus dem regsten und engsten Verkehre mit dem Volke, als der ursprünglichsten, am wenigsten getrübbten Quelle, ihre Resultate zu schöpfen. Dies Vorgehen an sich ist nicht leicht und oft recht undankbar, da der elementare Mensch fast immer eine unbezwingbare Scheu dem Gebildeten gegenüber zeigt, sich spröde und ablehnend gegen ihn verhält. Einem solchen Vertrauen einzuschließen ist schon an und für sich eine Leistung, welche Erwähnung verdient. Vertrauen war bei diesen Forschungen Alles; ohne dieses wäre kein Resultat möglich gewesen. Um so größeres Verdienst trifft die Verfasserin, welche trotz dieser und anderer bestehenden Schwierigkeiten ihr umfangreiches Werk zu Stande gebracht, es mutig zu Ende geführt hat. Bald wird der Zeitstrom äußerlich auch das in sein Vernichtungreich hinabziehen, was Bienenfleiß hier mühsam zusammengetragen. In der That aber geht es uns nicht mehr verloren. Durch die vorliegenden Aufzeichnungen ist uns ein Stückchen Kulturleben festgehalten, bez. wiedergegeben worden (denn Vieles darin ist bereits jetzt Überlieferung), das, weiter ausgebaut und Vorhandenem angefügt, späteren Generationen von dem Denken und Empfinden ihrer Vorfahren Kunde geben und somit noch ethischen Einfluß auf sie gewinnen wird.

Anna Conwenz.

## Litteratur und Kunst.

Phrasen. Roman von Hermann Conradi. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1887. — Dieses Buch und sein Verfasser ist in dem Bereiche unserer neuen Litteraturbestrebungen eine ganz eigenartige, ja, man kann sagen, ihnen, die doch auf einem unverkennbaren Zwange thatsächlicher Verhältnisse beruhen, ganz heterogene Erscheinung. Diese „Phrasen“ veranschaulichen uns einen höchst eigenartigen Prozeß: den der Agonie des Romanismus mitten in

einer Welt neu ausblühender, hoffnungsfreudiger Keime. \*) In der That: wir haben in Conradi ein eigentümliches Pendant zu jenem paradoxen, ewig nervösen Führer der älteren Romantik, dem jungen Friedrich Schlegel. Die Ähnlichkeit ist, wenn man natürlich auch Vieles in Abzug bringen muß, nicht zu verkennen. Derselbe Kultus ächt romantischer Willkür, den wir z. B. in der „Lucinde“ gewahren, tritt uns auch in diesen „Abraßen“ entgegen. Man wird sich vergeblich bemühen, in diesem Buche etwas von dem Zuge der Zeit zum Wirklichen zu gewahren, höchstens scheinbar treffen wir ihn hier und da. Nur schwache Ansätze, sich des Wirklichen gestaltend zu bemächtigen, Versuche, die dem Verfasser bei seiner Art gänzlich mißglücken müssen. — In der Vorrede zu den „Brutalitäten“ stellt sich Conradi in eine Reihe mit den Zola, Daudet, Ibsen, Destojewski u. s. w. Ein kühnes Unterfangen! Aber er hat gar keine Berechtigung dazu. Er hat nichts mit den Männern gemein, die sich mit so staunenswerter Energie dem Wirklichen zuwenden und die als ächte Künstler trotz alledem und alledem — in ihm verharren. — Es ist wahr: auch Conradi geht an das Wirkliche heran: aber es fehlt ihm an der ethischen Kraft eines Zola darin zu verweilen, es einem unmittelbaren, künstlerischen Triebe zu unterwerfen. Er flüchtet sich auf „Spiegel“ und „Lebenshöhen“; er flieht vor dem Wirklichen in alle möglichen mystische und supranaturale Schlupfwinkel. Man lese nur die tragikomische, symbolische Agapenszene gegen Ende des Buches. — Der romantische Drang, ein eigenes, möglichst verworrenes, fragmentarisches Ich, ohne jede objektive und daher spezifisch künstlerische Gestaltungskraft, zum „Mittelpunkt“ einer kosmischen Nebelmasse wissenschaftlicher, philosophischer und sonstiger Elemente zu machen, springt hier ganz unverkennbar in die Augen. Zola, Daudet, Ibsen und wie sie

\*) Den Zwiespalt des Romantizismus und Naturalismus in unserer Generation schildert meisterhaft Zola's Roman „L'Œuvre.“

alle heißen, sind Künstler im eminenten Sinne, trotz allen Einwendungen einer impoienten Kritik: Conradi hat sehr wenig künstlerisches Ingenium. Bei ihm löst sich jede künstlerische Krystallisation in ihre Urbestandteile auf; eine gesteigerte persönliche Willkür, ein äußerst nervöser Gefühlssubjektivismus duldet hier kaum einen Ansatz zu Kunstgebilden. Es fehlt jede Spur von Konzentrierung. Bei diesem Gefühlsvirtuosentum bleiben auch die Ideen verschwommen und unklar, mit denen sich ohne Anfang, Mitt' und Ende der Held Heinrich Spalding gelegentlich sehr alltäglicher Begebenheit herumschlägt (das ist die Handlung des Ganzen!). Wir sehen eine Vermirung ethischer und ästhetischer Begriffe in einem Herrensabbath, der toll genug ist. — Nirgends das gesund sinnliche Wurzeln einer Künstlernatur im Wirklichen, in Natur und Leben. Conradi's Sinnlichkeit ist greisenhaft, durchaus unproduktiv. Dieser Roman repräsentiert eine Phase echt modernen Geisteslebens, aber eine überwundene, mit Recht allseitig zurückgewiesene, eben die romantische — nicht sie: sondern vielmehr ihren letzten Todeskampf. — Wir können nicht leugnen, daß uns dieses kosmische Ideenchaos ein bedeutend höheres Interesse abnötigt, als die formale, auflackierte Romantik der Julius Wolff und Genossen, denn es bietet sich uns hier ganz rückstichlos eine tatsächliche Persönlichkeit mit ihrem ganzen, wenn auch noch so wirren, Innenleben. Wir gewahren hier einen sehr charakteristischen Auflösungsprozeß und somit ist dieses Buch für Einsichtige von hohem Werte. Erhebt man dagegen Anspruch auf eine durch dramatische Vertiefung interessante Handlung, auf künstlerische Wirkungen, wollen wir moderne Konflikte in gütigen Typen lebendig sehen, so sehen wir uns enttäuscht. Dennoch ist das Buch äußerst lesenswert und erweckt ein mannigfaches Interesse.

Johannes Schlaf.



## Akademische Lesehalle

### Theodor Storm und Hermann Lingg.

Ein nachdrücklicher Hinweis. Von Philipp Sernus.

Zwei Persönlichkeiten aus der stattlichen Reihe unserer allgemein bekannten, zeitgenössischen Dichter haben uns im Laufe des letzten Jahres auf dem Gebiete der lyrischen Poesie mit neuen Werken beschenkt: Hermann Lingg mit seinen neuen Gedichten „Lyrisches“\*) und Theodor Storm, indem er eine siebente Auflage seiner „Gedichte“\*\*) veranfaltete, welche er als „vermehrte“ bezeichnet und mit manchem Neuen bereichert hat. Beide haben vielleicht nur ein Gemeinsames: Das große starke Talent, welches bei Beiden im Allgemeinen fast ganz verschiedene Früchte gezeitigt hat. Ein Vergleich drängt sich bei dieser Gelegenheit, wo sie von der Höhe ihres Lebens herab gleichsam in den beiden eben genannten Werken eine Summe ihres lyrischen Schaffens ziehen, unwillkürlich auf. Nun man mag sagen, was man will: Die Lyrik wird doch immer der innerste Ausdruck jeder dichterischen Persönlichkeit bleiben — nirgend gibt sie sich intimer, nirgend wahrer. Einen neuen Beweis für diese oft angefochtene Ansicht liefern auch diese beiden Sammlungen. Das Gebiet, welches Lingg mit seiner Poesie umfaßt, ist ein weiteres, wie bei Storm, aber dieser ist dafür tiefer in das feine eingedrungen. Lingg ist machvoller, Storm zarter und innerlicher. Der Humor, welcher bei diesem zuweilen so erfreulich hervorbricht, fehlt Lingg fast ganz — dafür Storm wieder das sprachgemaltige Durcharbeiten jedes fernliegenden historischen Stoffes. Aber hier und da treffen doch beider Wege zusammen. Könnte nicht Storm das Lingg'sche: „Immer leiser wird mein Kummer“ — oder noch mehr: „Sie geht in aller Frühe“ — und dieser das Gedicht Storm's „Morgana“ geschrieben habe? Ich glaube ja! — Ich möchte nun auf den Inhalt der beiden Bücher etwas näher eingehen. An Großartigkeit der dichterischen Erscheinung steht Hermann Lingg unter den Mitbekenden

wohl kaum erreicht da. Drei reiche Bände „Gedichte“ sind diesem vierten „neuer Gedichte“ vorangegangen. So empfangen wir ihn mit doppelter Freude und Spannung. Wissen wir doch, daß wir auch diesmal nur das Beste und Vollendetste zu erwarten haben. Mit einem „Jahrbuch“, welches in seinen vier Abschnitten meiner Ansicht nach die Perlen der Sammlung enthält, wird der Band eröffnet. Wie machtvoll und packend gleich der Anfang: „Frühlingsgestirn“ —

„Wie flammt du heut' so mächtig wieder,  
„Als zöge dich zur Erde nieder  
„Die Sehnsucht einer ewigen Nacht! —

und wie duftig dagegen in den „Nachklängen“ zu dieser Abtheilung das kleine Gedicht: „Jugendliebe!“ — „Ja, dich hab ich geliebt, dich Seele!“ — So werden wir feinstimmig hinübergeleitet zu dem Gebiete, auf welches sich wohl hauptsächlich die Popularität Lingg's gegründet hat — der historischen „epischen Lyrik“. In Gedichten, wie „die großen Stunden“, „der Mauren-Auszug aus Spanien“ zeigt er sich auch hier auf unerreichter Höhe. — „Zwischengeschichten“ kommen die „Freien Nymphen“, in welchen edelste Kunst und in reichen Erfahrungen eines ernsten Lebens Ausdruck gefunden haben. Und wenn Gelegenheitsgedichte eine solche Fülle von Poesie und Gedanken entfalten, wie die letzte Abtheilung des Buches (überschrieben: „Festgedichte, Prologe“) so gewinnen sie eine Bedeutung, welche weit über den flüchtigen Tag, für welchen sie entstanden sind, hinausreicht. . .

In zwei „Bücher“ ohne besonderen Titel hat Theodor Storm die neue Auflage seiner Gedichte getheilt, deren letzteres „ältere Gedichte“ enthält, während wir in dem ersten Buch neben dem Alten und Allbekannten das Neue zu suchen haben. Mit dem „Oktobersied“ beginnt das Buch, und gleich auf der nächsten Seite steht das berühmte Lied „Abseits“. Wer kennt es nicht: „Es ist so still, die Heide liegt — —?“ dann unter dem Folgenden ein kleines, welches ich vor einiger Zeit schon in dem

\*) Wien und Teichen, Karl Prochaska.

\*\*) Berlin, Gebrüder Paetel.